

Patrick Flanery
ABSOLUTION

PATRICK FLANERY

ABSOLUTION

ROMAN

Aus dem Englischen von
Reinhild Böhnke

Deutsche Verlags-Anstalt

Für
G. L. F.
und
A. E. V.

Teil I

S A M

»Man hat mir gesagt, dass wir uns in London begegnet sind, Mr Leroux, aber ich erinnere mich nicht an Sie«, sagt sie und versucht, sich aufzurichten, ihren Körper dort zu strecken, wo es schwerfällt.

»Das stimmt. Wir sind uns begegnet. Aber nur kurz.« Genau genommen war das nicht in London, sondern in Amsterdam. Sie erinnert sich an eine Preisverleihung in London, bei der ich nicht gewesen bin. Ich erinnere mich an die Konferenz in Amsterdam, zu der ich einen Beitrag geleistet habe – eingeladen als vielversprechender junger Kenner ihres Werks. Damals hat sie charmant meine Hand ergriffen. Sie hat auf mädchenhafte Weise gelacht und ist beschwipst gewesen. Diesmal kann ich keine Spur von Rausch entdecken. In London habe ich sie nie getroffen.

Es hat da natürlich noch das andere Mal gegeben.

»Nennen Sie mich bitte Sam«, sage ich.

»Mein Lektor sagt nette Dinge über Sie. Ihr Aussehen gefällt mir aber nicht. Sie wirken fashionabel.« Bei der letzten Silbe zieht sie die Lippen hoch, ihre Zähne sind entblößt. Eine graue Zunge ist kurz zu sehen.

»Nicht, dass ich wüsste«, sage ich und kann ein Erröten nicht verhindern.

»Sind Sie fashionabel?« Sie öffnet wieder die Lippen und lässt die Zähne blitzen. Wenn das ein Lächeln sein soll, wirkt es nicht wie eines.

»Ich glaube nicht.«

»Ich kann mich nicht an Ihr Gesicht erinnern. Auch an Ihre Stimme nicht. An diese Stimme würde ich mich bestimmt erinnern. Bei diesem Akzent. Ich glaube nicht, dass wir uns schon einmal begegnet sind. Nicht in diesem Leben, wie man so sagt.«

»Es war eine sehr kurze Begegnung.« Ich bin fast geneigt, sie daran zu erinnern, dass sie damals betrunken war. Sie tut so, als interessierte sie das heutige Treffen nicht, doch ihre zur Schau getragene Langeweile wirkt gezwungen.

»Sie müssen wissen, dass ich dem Vorhaben nur unter Zwang zugestimmt habe. Ich bin eine sehr alte Frau, das heißt aber nicht, dass ich in Bälde abzutreten gedenke. Sie könnten zum Beispiel durchaus vor mir sterben, und keiner reißt sich darum, Ihre Biografie zu schreiben. Sie könnten heute Nachmittag bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommen. Auf der Straße überfahren werden. Im Auto entführt.«

»Ich bin nicht wichtig.«

»So ist es.« Da ist die Andeutung eines süffisanten Lächelns in einem Mundwinkel. »Ich habe Ihre Artikel gelesen und glaube nicht, dass Sie ein Dummkopf sind. Trotzdem halte ich von dem Ganzen hier nicht viel.« Sie fixiert mich und schüttelt den Kopf. Sie hat die Hände in die Hüften gestützt und wirkt etwas schwerfällig, wenigstens schwerfälliger als in meiner Erinnerung. »Ich hätte meinen Biografen selbst ausgesucht, aber ich kenne keinen, der sich der Aufgabe stellen würde. Ich bin ein Altraum.« Ein Hauch von der Mädchenhaftigkeit, die ich in Amsterdam erlebt habe, ist vorhanden, es kommt Flirten nahe, ist es aber nicht ganz. Als hoffte sie, dass ein Mann sie attraktiv findet, einfach weil er ein Mann ist, und ich muss zugeben, dass sie immer noch eine gewisse Schönheit hat.

»Ich bin sicher, dass viele die Chance nur zu gern nutzen würden«, sage ich und sie macht einen überraschten Eindruck. Sie glaubt, ich flirte zurück und ihr Lächeln wirkt jetzt fast echt.

»Keiner, den ich akzeptieren würde.« Sie schüttelt den Kopf, eine tadelnde Lehrerin, und starrt mich von oben herab an. Ich mag groß sein, doch sie ist noch größer, eine Riesin. »Ich würde sie ja selbst schreiben, doch ich glaube, das wäre Zeitverschwendung. Ich habe nie über mein Leben geschrieben. Ich halte nicht viel von Lebensbeschreibungen. Wen interessieren die Männer, die ich geliebt habe? Wen interessiert mein Sexleben? Warum möchten alle wissen, was ein Schriftsteller im Bett macht? Ich nehme an, Sie möchten sich setzen.«

»Wie Sie wünschen. Ich kann stehen.«

»Sie können nicht die ganze Zeit stehen.«

»Ich könnte es, wenn Ihnen daran liegt«, sage ich, doch die Flirtlaune ist verflogen. Sie macht einen Schmollmund, deutet auf einen Stuhl mit gerader Rückenlehne und wartet, bis ich mich gesetzt habe. Dann wählt sie für sich einen Stuhl am anderen Ende des Zimmers, sodass wir uns anschreien müssen. Eine Katze kommt vorbei und springt ihr auf den Schoß. Sie setzt sie wieder auf den Boden.

»Nicht meine Katze. Sie gehört meiner Assistentin. Schreiben Sie nicht, dass ich eine Katzenfreundin bin. Das bin ich nicht. Ich möchte nicht, dass die Leute glauben, ich sei eine alte Katzennärrin.« Ihre frühen Bücher hatten auf der Rückseite ein Foto, das sie mit einem Gepardenbaby auf dem Arm zeigt, bei dem das Maul offen steht und die Zunge zu sehen ist, wie jetzt die ihre. Das Bild lässt an einen Säugling oder an ein Schlaganfallopfer denken. »Mein britischer Verlag hat auf dem blöden Geparden bestanden«, wird sie mir später erzählen, »weil das von einer afrikanischen Schriftstellerin erwartet wurde: dass sie das Wilde an den Busen drückt, den Kontinent säugt, die ganzen abgedroschenen Großmachtfantasien.«

»Was haben Sie sich vorgestellt, in welcher Form das ablaufen soll?«, fragt sie nun. »Erwarten Sie bitte nicht, dass ich Ihnen meine Briefe und Tagebücher zugänglich mache. Ich

spreche mit Ihnen, aber ich werde keine Dokumente oder Familienalben hervorkramen.«

»Für den Anfang habe ich an eine Reihe von Interviews gedacht.«

»Um warm miteinander zu werden?«, fragt sie. Ich nicke, zucke mit den Schultern, hole ein kleines digitales Aufnahmegerät hervor. Sie schnaubt. »Hoffentlich erwarten Sie nicht, dass wir durch dieses Unternehmen zu Freunden werden. Ich werde nicht mit Ihnen im Garten spazieren gehen oder Museen besuchen. Ich werde mich nicht auf einen Drink mit Ihnen treffen. Ich werde nicht die Weisheit der Alten vermitteln. Ich werde Sie nicht lehren, wie man ein besseres Leben führt. Unsere Vereinbarung ist beruflicher Natur, es handelt sich nicht um eine Romanze. Ich bin eine viel beschäftigte Person, nächstes Jahr erscheint ein neues Buch von mir, *Absolution*. Ich werde Sie es wohl lesen lassen müssen, zu gegebener Zeit.«

»Ganz wie Sie wünschen.«

»Wie gesagt habe ich Ihre Artikel gelesen. Sie liegen mit Ihren Aussagen nicht ganz falsch.«

»Vielleicht können Sie einige meiner Irrtümer berichtigen.«

Bei meiner Ankunft hat mir nicht Clare selbst die Tür geöffnet. Marie, die Assistentin mit den Knopfaugen, führte mich in einen Wohnraum mit Blick auf den Vorgarten, die lange Auffahrt und die hohe beigefarbene Grundstücksmauer, aufgerüstet mit Stacheldraht, der so geformt und bemalt ist, dass er Efeuranken vortäuscht, und auf das elektronische Tor, das die Straße aussperrt. Kameras überwachen das Anwesen. Clare hat für unser erstes Interview ein kaltes Zimmer gewählt. Vielleicht ist es das einzige Wohnzimmer. Nein – ein Haus dieser Größe wird mehrere haben. Es muss noch eins geben, ein besseres, mit Blick auf den Garten hinterm Haus und den Berg, der sich über der Stadt erhebt. Beim nächsten Mal wird sie mich dorthin führen oder ich werde es irgendwie selbst finden.

Ihr Gesicht ist schmaler, als die Fotos von ihr erwarten lassen. Falls ihre Wangen vor fünf Jahren in Amsterdam voller waren, so hat sie gesundheitlich abgebaut und ihr Gesicht ist nun von feinen Rissen überzogen, ein ausgetrocknetes Flussbett. Es sieht überhaupt nicht aus wie auf irgendeinem der Fotos. Ihr widerspenstiger Blondschoopf hat eine Silberfarbe angenommen, und obwohl er dünn und spröde geworden ist, besitzt er noch etwas vom alten Glanz. Sie ist in die Breite gegangen und beinahe eine sehr alte Frau, wirkt aber nicht so alt, wie sie wirklich ist – eher wie sechzig. Ihre Haut ist gebräunt und ihre Kieferpartie hat noch Form und Spannkraft. Ungeachtet des leichten Buckels versucht sie sich gerade zu halten. In mir steigt Zorn auf über ihre Eitelkeit. Aber es steht mir nicht zu, ein Urteil zu fällen. Sie ist, wer sie ist. Ich bin aus einem anderen Grund hier.

»Ich hoffe, Sie haben sich etwas zu essen und trinken mitgebracht. Ich habe nicht vor, Sie durchzufüttern, während Sie von mir zehren. Sie können die Örtlichkeit am Ende des Korridors links nutzen. Vergessen Sie bitte nicht, den Toilettensitz herunterzuklappen, wenn Sie fertig sind. Das sichert Ihnen mein Wohlwollen.«

Sie verengt ihre Augen und scheint wieder süffisant zu lächeln, aber ich kann nicht genau sagen, ob sie im Scherz oder im Ernst spricht.

»Werden Sie diese Gespräche aufnehmen?«

»Ja.«

»Sich auch Notizen machen?«

»Ja.«

»Ist es eingeschaltet?«

»Ja. Die Aufnahme läuft.«

»Nun?«

»Ich bin berechenbar. Ich fange gern von vorn an«, sage ich.

»In meiner Kindheit werden Sie nichts Interessantes entdecken.«

»Darum geht es nicht, wenn Sie mir die Offenheit verzeihen. Die Öffentlichkeit interessiert sich einfach dafür.« Tatsächlich ist über ihr Leben fast nichts bekannt, was über die mageren Tatsachen, die offiziell belegt sind, und über das wenige, was sie in vorausgegangenen Interviews gnädigerweise zugegeben hat, hinausgeht. Ihr Londoner Agent hat vor fünf Jahren, als die Rufe nach Information nicht mehr zu überhören waren, eine offizielle Biografie von einer Seite Umfang herausgegeben. »Beide Großeltern waren Farmer.«

»Nein. Mein Großvater väterlicherseits war Straußenfarmer. Der andere war Fleischer.«

»Und Ihre Eltern?«

»Mein Vater war Rechtsanwalt. Der Erste in seiner Familie, der die Universität besuchte. Meine Mutter war Linguistin. Ich habe beide nie viel zu Gesicht bekommen. Es gab Frauen – Mädchen –, die sich um mich kümmerten. Eine ganze Reihe. Ich glaube, mein Vater hat viel *pro bono* gearbeitet.«

»Hat das Ihren eigenen politischen Standpunkt geprägt?«

Sie seufzt und zeigt eine enttäuschte Miene, als hätte ich einen Witz nicht verstanden.

»Ich habe keinen politischen Standpunkt. Ich bin nicht politisch. Meine Eltern waren liberal denkende Menschen. Es war zu erwarten, dass auch ich liberal sein würde, doch ich glaube, meine Eltern waren in der vorsichtigen Art ›liberal‹, wie so viele ihrer Generation. Wir sollten lieber von links und rechts oder von progressiv und regressiv oder sogar *repressiv* sprechen. Ich bin kein Absolutist. Politische Gesinnung ist eine Ellipse und kein Kontinuum. Man bewege sich weit genug in eine Richtung, dann kommt man am Ende an dem Ort an, von dem man glaubte, sich wegzubewegen. Aber das ist Politik. Um Politik geht es hier nicht, oder?«

»Nicht unbedingt. Aber finden Sie es schwierig, als Schriftstellerin die Regierung zu kritisieren?«

Sie hustet und räuspert sich. »Nein, gewiss nicht.«

»Was ich meine, ist: Erschwert die Schriftstellerexistenz das Kritisieren der Regierung?«

»Erschweren im Vergleich wozu?«

»Im Vergleich zur Existenz als privater Bürger, zum Beispiel.«

»Aber ich bin ein privater Bürger, wie Sie es ausdrücken. Nach meiner Erfahrung nehmen Regierungen meist sehr wenig Notiz davon, was private Bürger zu sagen haben, es sei denn, sie sagen es unisono.«

»Was ich vermutlich fragen will –«

»Dann fragen Sie es.«

»Was ich fragen will, ist, ob Sie es für schwieriger halten, die gegenwärtige Regierung zu kritisieren?«

»Gewiss nicht. Nur weil sie demokratisch gewählt ist, genießt sie keine Immunität gegen Kritik.«

»Glauben Sie, dass Literatur von zentraler Bedeutung für politische Opposition ist?« Ich bedaure die Frage, sobald sie heraus ist, doch wie ich nun vor ihr sitze, scheint mir, dass ich all die sorgfältig formulierten Fragen, die ich in monatelanger Arbeit vorbereitet habe, unmöglich stellen kann.

Sie lacht und das Lachen geht wieder in einen Hustenanfall und in Räuspern über. »Sie haben eine äußerst seltsame Vorstellung davon, was Literatur leisten soll.«

Ich versuche, Zeit zu gewinnen, und spüre, wie sie mich anstarrt, während ich mein Notizengewirr studiere. Naiverweise hatte ich geglaubt, alles würde glattgehen. Ich beschließe, sie nach ihrer Schwester zu fragen; die Wichtigkeit von Politik kann in diesem Zusammenhang nicht geleugnet werden. Während ich die Frage in Gedanken zu formulieren versuche, räuspert sie sich erneut, als wollte sie sagen: *Mach schon, streng dich an* – und schon stürze ich mich wieder in eine Frage, die ich eigentlich nicht stellen wollte.

»Hatten Sie Geschwister?«

»Das ist Ihnen doch bekannt, Mr Leroux. Das war der Höhepunkt einer turbulenten Zeit. Das kann man überall nachlesen. Aber ich werde auf keinen Fall über meine Schwester sprechen.«

»Nicht einmal über die nackten Fakten?«

»Die bekannten Fakten des Falls sind in den Gerichtsprotokollen und zahllosen Zeitungsausschnitten zu finden. Die haben Sie doch bestimmt gelesen. Alle haben sie gelesen. Er habe allein gehandelt, hat er behauptet. Das Gericht hat herausgefunden, dass er nicht allein gehandelt hat, obwohl sonst niemand verhaftet wurde. Wie so viele andere starb er in Polizeigewahrsam. Aber im Unterschied zu so vielen anderen hatte er wirklich ein Verbrechen begangen – zumindest hat er die Tat nie geleugnet. Ich kann sonst nichts hinzufügen, außer wie es sich für die betroffene Familie angefühlt hat, und das ist nicht neu. Wir alle wissen, wie Menschen beim unerwarteten, gewaltsamen Tod eines Familienmitglieds leiden. Es gibt grundsätzlich keinen Unterschied zwischen der Familie eines ermordeten Unschuldigen und der Familie eines hingerichteten Verbrechers. Es bedeutet Vivisektion, Verlust eines Körperteils. Keine Prothese kann Ersatz leisten. Die Familie ist verkrüppelt. Mehr möchte ich nicht dazu sagen.«

Obwohl das erst unser zweites Treffen werden soll, kann oder will mich Clare heute nicht empfangen. Stattdessen fahre ich zum Archiv Westkap, parke auf der Roeland Street und nicke dem Parkplatzwächter zu, der im Schatten eines Lasters Zuflucht gesucht hat. Er lächelt unterwürfig und gibt so etwas wie einen zustimmenden Laut von sich. Ich bin immer angespannt und erwarte das Schlimmste. Auf dem Flughafen war ich ein Ausländer, doch eine Woche später, gestern auf dem Markt, war ich schon wieder ein Einheimischer. Über Salatköpfe hinweg sprach mich eine Frau an und erwartete eine Antwort. Vor einem Jahrzehnt hätte ich die passenden Worte finden können.

Ich musste den Kopf schütteln. Lächelnd entschuldigte ich mich und erklärte, dass ich die Sprache nicht beherrschte, sie nicht verstand. *Ek is jammer. Ek praat nie Afrikaans nie. Ek verstaan jou nie.* Ich habe zu viel meines Afrikaans vergessen, um antworten zu können. Ich wusste nicht, was ich über den Salat oder den Fisch, den *vis*, sagen sollte. Sie wirkte überrascht, dann zuckte sie mit den Schultern und ging weg. Dabei murmelte sie empört vor sich hin. Vielleicht vermutete sie, dass ich ihre Sprache beherrschte, mich aber weigerte, sie zu sprechen.

Das Archiv ist seit beinahe zwanzig Jahren in einem früheren Gefängnis untergebracht. Der Parkplatzwächter beobachtet, wie ich die Treppe hinauf- und durch das grüne Gitter des alten Tors in der Außenmauer aus dem 19. Jahrhundert gehe. Drinnen gibt es schäbige Picknicktische und Anpflanzungen sowie den neuen Bau, ein Gebäude in einem Gebäude. Ich trage mich in die Liste ein, verstaue meine Tasche in einem Schließfach und gehe mit meiner Ausrüstung in den Lesesaal. Die Frau hinter dem Schalter, eine Mrs Stewart, weiß zunächst nicht so recht, was ich will. Sie sieht fast ein wenig erschreckt aus, als sie begreift, nickt aber und fordert mich auf, Platz zu nehmen, während sie nach den Akten suchen lässt. Ihre Stimme hebt sich an jedem Satzende, ihr Tonfall macht aus allem eine Frage. Vor ein paar Jahren hätten die Mitarbeiter mich selbst in den Regalen suchen lassen – Freunde hatten dieses Glück gehabt und Dinge gefunden, die sie eigentlich nicht finden sollten. Jetzt ist alles besser organisiert und professioneller, aber auch ein bisschen weniger hoffnungsvoll.

Die anderen Besucher scheinen sämtlich Amateurgenealogen auf der Suche nach ihrer Familiengeschichte zu sein. Als der Stapel brauner Mappen mit leuchtend roten Stempeln auf meinem Tisch landet, fühle ich, wie mich die anderen anstarren und sich fragen, was für Akten ich wohl einsehen mag, die nicht länger vertraulich sind, aber immer noch den Stempel

tragen. Ich hole meine Kamera und das Stativ hervor und fotografiere den ganzen Vormittag lang Seite um Seite.

In der Mittagspause treten zwei Frauen aus dem Lesesaal in der Eingangshalle an mich heran.

»Erforschen Sie Ihre Familiengeschichte?«, fragt die eine von ihnen und ihre Stimme hebt sich wie die von Mrs Stewart.

»Nein. Es ist für ein Buch. Ich sehe die Akten des *Publications Control Board* durch. Der Zensurbehörde.«

»Oooh«, sagt die andere und nickt. »Wie interessant!«

Wir sprechen kurz miteinander. Ich frage sie nach ihren Recherchen. Sie sind Schwestern und forschen nach ihren Ahnen, versuchen, den richtigen Hermanus Stephanus oder die richtige Gertruida Magdalena durch Jahrhunderte von Menschen mit denselben Namen aufzuspüren.

»Viel Erfolg«, sagt die Erste, als wir uns auf der Treppe trennen. »Hoffentlich finden Sie, wonach Sie suchen.«

Ich gebe dem Parkplatzwächter, was ich für angemessen halte. Es ist anscheinend immer zu wenig oder zu viel. Später frage ich Greg nach seiner Meinung, die ich schätze, weil ich ihn seit unserer gemeinsamen Studienzeit in New York kenne und weil er derjenige meiner Freunde ist, die ich hier im Land noch habe, der sich moralisch und sozial am stärksten engagiert. Als ich Greg mitteilte, dass ich zurückkommen und meine Frau später im Jahr zu mir stoßen würde, um ihre Arbeit in Johannesburg aufzunehmen, bestand Greg darauf, dass ich bei ihm wohne, solange ich mich in Kapstadt aufhalte.

»Es kann nie zu viel sein, weil sie es dringender brauchen als du«, sagt er und lässt seinen Sohn auf seinem Knie reiten. »Es ist dasselbe, wie wenn dein Mietauto gestohlen wird oder jemand das Radio oder die Radkappen klaut – dann musst du dir sagen, wer es auch war, er braucht es dringender. Nur so kann man in Frieden mit sich leben.«

»Ich möchte auf keinen Fall, dass es wie Wohltätigkeit wirkt.«

»Denk doch an all die Arschlöcher, die ihnen nur fünfzig Cent geben und sich keinerlei Gedanken machen. Geld ist keine Beleidigung. Wohltätigkeit ist kein Fehler. Es muss nicht alles Bezahlung sein für geleistete Dienste, wie inoffiziell auch immer. Und als Tourist schuldest du ihnen ein wenig mehr.«

»Ich halte mich nicht länger für einen Touristen. Ich bin zurückgekommen.«

»Du bist schon lange kein Einheimischer mehr, Sam, ganz gleich, welches Hemd du trägst oder welche Musik du hörst. Und wer sagt denn, dass du auf Dauer hier bleiben wirst? Sarah hat ihre Stelle für wie lange – achtzehn Monate?«

»Drei Jahre, wenn sie will.«

»Aber dann werdet ihr woandershin gehen. Das heißt, du bist Tourist. Deshalb brauchst du dich nicht schlecht zu fühlen. Vergiss es nur nicht.«

»Und wie viel gibst du?«

»Nein, schau mal, es ist doch so, dass ich weniger gebe, als ich es von dir erwarte, weil ich jeden Tag gebe, und das seit Jahren. Ich beschäftige eine Kinderfrau, die an sechs Tagen der Woche kommt, einen Gärtner, der zweimal wöchentlich kommt, eine Hausangestellte, die dreimal wöchentlich kommt, und ich gebe dem alten Mann, der jeden Freitag an meine Gartentür kommt, Esspakete. Ich gebe meiner Hausangestellten und meiner Kinderfrau Geld, damit sie ihre Kinder in die Schule schicken können. Ich kaufe die Schuluniformen. Ich bezahle für ihre medizinische Versorgung. Wenn ich in der Stadt parke, gebe ich den Parkplatzwächtern nicht so viel, wie ich von dir erwarte, weil ich sonst schon so viel gebe, und selbst das ist ja nicht genug. Und ich gebe auch keinem, der an meine Tür kommt, mehr Lebensmittel, außer dem alten Mann, weil er nie betrunken ist. Ich bin also einer von den Arsch-

löchern, die ich hasse. Aber ihr Touristen, ihr müsst schon ein bisschen mehr geben.« Er spricht schnell, während sein Sohn mit der Perlenkette um seinen Hals spielt. »Dylan, zerr nicht an Daddys Kette.« Er schaut lächelnd zu mir hoch. »Ich habe gerade gedacht, wie wär's, wenn wir heute Nachmittag zum Hafen gingen? Dort hat eine neue Saftbar aufgemacht und mir ist nach Shoppen. Wir lassen Dylan bei Nonyameko. Danach können wir ins Kino gehen.«

Ein anderer Tag. Clare führt mich in dasselbe Zimmer, das wir beim ersten Interview benutzt haben. Diesmal hat sie für mich den Summer am Eingangstor betätigt und mir die Haustür selbst geöffnet. Die Assistentin muss ihren freien Tag haben. Wir sitzen wieder auf denselben Stühlen. Die Katze kommt ins Zimmer, nur springt sie diesmal auf meinen Schoß statt auf ihren. Laut schnurrend sabbert sie auf meine Jeans und gräbt ihre Krallen in meine Beine.

»Katzen lieben Narren«, sagt sie, ohne die Miene zu verziehen.

»Können wir zu Ihrer Schwester zurückkehren?«

»Ich wusste, dass Sie Nora nicht im Grabe lassen würden.« Sie wirkt müde, noch angespannter als beim ersten Mal. Ich weiß, dass die Geschichte der Schwester von der Hauptroute weg führt. Das ist nicht die Geschichte, die ich eigentlich hören will, doch sie könnte mich letztlich dorthin führen.

»Ist Ihre Schwester immer politisch gewesen?«

»Ich glaube, sie hielt sich für unpolitisch, wie ich mich auch. Aber das ist nicht ganz richtig. Ich bin nicht unpolitisch. Ich bin auf private Weise politisch. Doch wenn man ein Leben in der Öffentlichkeit wählt – entweder durch die Karriere oder durch den Umgang, den man hat, oder durch Heirat –, dann ist das etwas anderes. Sie wählte ein Leben in der Öffentlichkeit, indem sie eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens heiratete.«

»Das Leben eines Schriftstellers ist kein Leben in der Öffentlichkeit?«

»Nein«, sagt sie und lächelt – entweder herablassend oder, so schmeichle ich mir, die Parade genießend. »Es war unzumutbar, als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in *diesem* Land zu *jener* Zeit eine unpolitische Haltung einzunehmen. Sie war ein Opfer ihrer Naivität. Sie hätte wissen sollen, dass sie ihren eigenen Tod heraufbeschwor. Aber sie war die Erstgeborene. Unsere Eltern begingen Fehler. Vielleicht ließen sie sie im Bettchen weinen, statt sie zu trösten. Oder sie waren streng, wo sie vertrauensvoll hätten sein sollen. Sie hat es immer verübelt, dass ich mir mit dreizehn die Beine rasieren und die Lippen schminken, dass ich kurze Röcke tragen und meinen Schulmädchenschnurrbart bleichen durfte. Es war offensichtlich, dass für mich andere Maßstäbe galten, und sie hat das begriffen. Unsere Eltern hatten sie unter ihrer Fuchtel, bis sie sechzehn war. Sie ging nicht zur Universität. Die Ehe war eine Flucht vor autoritären Eltern in eine noch autoritärere Kultur. Ich hatte mehr Glück.«

»Sie haben im Ausland studiert.« Ich weiß das alles. Ich lege das Fundament. Alles andere wird darauf ruhen.

»Ja. Internatsschule hier und dann Universität in England. Danach eine Zeit in Europa.«

»Und dann kehrten Sie zurück, zu einer Zeit, als viele in der Antiapartheidbewegung – besonders Schriftsteller – ins Exil zu gehen begannen.«

»Das stimmt. Das war, bevor ich etwas veröffentlicht hatte. Ich wollte zurück, wollte ein Teil der Opposition sein, wie sie damals war.«

»Haben Sie etwas gegen diejenigen, die emigrierten?«

»Nein. Einige hatten kaum eine Wahl. Sie wurden ausgewiesen, sie oder ihre Familien wurden bedroht und einige wurden ins Gefängnis gesteckt. Oder sie sind für eine kurze Zeit fort-

gegangen, um im Ausland zu studieren, und stellten fest, dass sie wegen ihrer politischen Aktivitäten nicht zurückkehren konnten, oder sie stellten fest, dass es in vieler Hinsicht einfacher war, in England oder Amerika, Kanada oder Frankreich zu bleiben. Und es war wohl auch besser für sie, wenn es das war, was sie wollten, wenn sie glaubten, das für sich tun zu müssen. Mich haben sie meist in Ruhe gelassen, deshalb blieb ich – oder vielmehr, ich kehrte zurück und blieb. Führt das irgendwohin, diese Art von Fragen? Was kann das über mich aussagen?«

Bei unserer Begegnung in Amsterdam ist sie betrunken gewesen von den Lobeshymnen und von reichlich Sekt. Als Folge davon war sie damals überschwänglich und freigebig, oder vielleicht schien sie nur so, weil sie fern von zu Hause war und gefeiert wurde. Sie gab vor, sie habe Geburtstag, und nahm eine Magnumflasche Sekt vom Konferenzempfang mit. Im nüchternen Touristenhotel, in dem sie untergebracht war, bat sie die Dame an der Rezeption in holprigem Afrikaans um Gläser aus dem Restaurant, damit sie mit ihren Freunden, alten und neuen, ihren Geburtstag begießen konnte. Die Empfangsdame bemühte sich, nicht über ihre Sprache zu lachen, aber sie hatte den gewünschten Erfolg.

Ich war damals Teil der Gruppe, ein neuer Freund. Zieht man den Sekt in Betracht, überrascht es mich nicht, dass sie unsere erste Begegnung vergessen hat oder dass sie meint, es war in London, auf einer Preisverleihung statt auf einer Konferenz. Sie ist eine alte Frau. Ihr Gedächtnis kann nicht tadellos sein.

Es fällt mir jedoch schwer, die Schriftstellerin, deren Bücher ich so verehere, die in Amsterdam mit solcher Anmut meine Hand ergriffen hat, mit der Frau, die mir jetzt gegenüber sitzt, in Einklang zu bringen. Ihre Miene zeigt offen Spott. Das lässt eine Erinnerung aufblitzen, die ich sofort unterdrücke. Ich kann mir nicht erlauben, über die Vergangenheit nachzudenken, noch nicht.

ABSOLUTION

Es war nicht das übliche langsame Aufwachen in der Mitte der Nacht, aus tiefem Schlaf. Clares Blase war nicht voll, sie hatte am vergangenen Tag keine koffeinhaltigen Getränke zu sich genommen. Ihr Fenster war offen, doch für gewöhnlich störten Geräusche von draußen ihren Schlaf nicht. Instinktiv wusste sie, dass etwas nicht in Ordnung war. Sie hyperventilierte, als sie aufwachte, und das Herz schlug ihr so laut, dass es sie ver-raten hätte, wäre jemand im Zimmer gewesen.

Seit Jahren hatte sie sich gegen eine Alarmanlage gestraubt und darauf beharrt, dass Riegel ausreichten; wer resolut genug war, trotz Bolzenschlössern, Sicherheitsglas und Fenstergittern einzubrechen, verdiente jede Beute, die er machte. Aber jetzt – wie sehr wünschte sie sich eine Alarmanlage und solch einen Alarmknopf neben dem Bett, für dessen Installation sich ihre Freunde und ihr Sohn, ihre verstreuten Cousins und Cousinen alle entschieden hatten. Sie wusste, dass das Geräusch nicht von Marie herrühren konnte, die oben im Dachgeschoss schlief. Es war von unten gekommen. Wenn Marie die Treppe hinuntergegangen wäre, hätte Clare sie im Korridor gehört.

Sie versuchte, ihren Puls zu beruhigen, indem sie sich sagte: *Alles ist still, nur ein Lüftchen weht*, ein altes Mantra, das sie als Kind gelernt hatte. Die Gardinen spielten um die Fenstergitter. Sie war nicht wegen irgendwelcher Wertsachen beunruhigt. Wer wollte, konnte die elektronischen Geräte haben, sogar das Silber, das Kristall, wenn Dieben heutzutage überhaupt noch an derartigen Dingen gelegen war. Sie hatte Angst vor einer

Konfrontation, vor einer Bedrohung mit Schusswaffen, vor Männern mit Gewehren. *Alles ist still. Nur ein Lüftchen weht. Eins, zwei, drei, vier, sacht, sechs, sieben.* Sie hatte sich fast so weit wieder beruhigt, um einzuschlafen, als sie das unverkennbare Drehen einer Tür in den Angeln hörte, Metall quietschte auf nicht geöltem Metall, und die untere Türkante wurde von den Kokosmatten im Erdgeschossflur gestoppt und vibrierte noch. Und oben rührte sich etwas, eine Diele knarrte. Marie hatte es auch gehört.

Clare tastete in der Dunkelheit nach dem Telefon, aber als sie den Hörer ans Ohr hielt, war da nur hohle Stille. Sie besaß kein Handy, von Marie wusste sie es nicht, doch die kannte bestimmt einen Ausweg. Wie lange war es her, seit die Tür über die Matte gestreift war? Ein paar Sekunden? Dreißig Sekunden? Zwei Minuten? Ein Geruch drang allmählich nach oben, scharf und stechend, chemisch, kein Geruch ihres Hauses. Und dann wieder ein Laut, die erste Stufe wurde belastet, ein loses Brett und ein kollektives Luftholen, oder bildete sie sich das nur ein? Sie konnte ihre Tür zuwerfen, aber der Schlüssel war schon vor langer Zeit verloren gegangen; eine Flucht durchs Fenster war unmöglich, unterm Bett war kein Raum zum Verstecken, ihr Kleiderschrank war zu voll, einen Wandschrank gab es nicht in ihrem Schlafzimmer. Am mutigsten wäre es, sich im Bett aufzusetzen, das Licht anzuknippen und sie so zu erwarten oder zu rufen: »Nehmt, was ihr wollt, es interessiert mich nicht!«, aber es hatte ihr die Stimme verschlagen und sie war wie gelähmt. Sie hätte geschrien, wenn ihre Kehle es ihr gestattet hätte.

Weitere Sekunden verstrichen, eine Minute, Stille, oder vielleicht war sie zu aufgeregt, um etwas zu hören. Auf dem Boden lag ein Granitstein, den sie als Türstopper benutzte, fast ein kleiner Findling, und sie hievte ihn ins Bett hoch und dachte sich – was? Dass sie ihn den Angreifern entgegenschleudern

würde? Konnten Stöcke und Steine Männer noch abwehren oder brauchte es härtere Dinge? Darüber sollte sie eigentlich Bescheid wissen, dachte sie plötzlich.

Als sie sich den Steinbrocken zurechtlegte, tauchten vier Männer mit Kapuze vor ihr auf, sie spiegelten sich im Glas der gerahmten Fotografie an der Wand gegenüber. Sie gingen im Gänsemarsch den Korridor entlang, in ihren behandschuhten Händen abgesägte Gewehre. Die Gewehre waren tatsächlich eine makabre Erleichterung, weniger intim; es wäre ein schneller Tod. Die Macht von Gewehren war ihr nicht fremd.

Der letzte der vier Männer drehte sich um, schaute in ihr Zimmer und sog die Luft ein. Seine Nase war verstopft; sie konnte es hören, während sie ihre Augen fest schloss und sich schlafend stellte, in der Hoffnung, dass Wachsein nicht am Geruch zu erkennen war. Sie konnte ihn riechen, stechend scharf, und den metallischen Gestank des Gewehrs und seiner Öle. Ihr Pulsschlag war so laut, wie sollte er den nicht hören? Er hörte ihn wirklich, sah sich nach seinen Kameraden im Korridor um, doch sie waren schon nach oben gegangen – Geschlurfe, Handgemenge, Marie überwältigt. Sein Gewicht legte sich auf sie, behandschuhte Hände, Sturmhaube überm Gesicht und sein schniefendes Atemgeräusch. Plötzlich war der Stein aus ihren Händen auf den Boden gefallen und der Mann drückte sie nieder, betastete sie, mit einer Hand tastete er sich in sie, die andere in ihrem gewachsenen Lederhandschuh legte sich über ihren Mund, das Gefühl des Erstickens, ihre Nasenflügel waren fast blockiert, ihr Herz rastete.

Nein, das hatte sie sich eingebildet.

Doch sie konnte ihn und den Metallgestank des Gewehrs wirklich riechen. Ihr Herz klopfte so laut, wie konnte er das nicht hören, wo er dort auf der Schwelle stand? Doch dann verschwand er aus der Tür, schloss zu den anderen auf und schlich weiter den Korridor entlang.

Sie hatten sicher das Haus beobachtet und wussten, dass nur zwei Frauen darin wohnten, zwei Frauen, die wahrscheinlich keine Schusswaffen besaßen. Auch wussten sie sicher, dass es keine Alarmanlage gab, keinen NATO-Draht oder Elektrozaun und, besonders wichtig, keine Hunde.

Clare spürte den Steinbrocken, der blass und schwer in ihren Armen neben ihr lag. Er war feucht von Schweiß und roch nach Erde. Sie hatte ihn aus dem alten Steingarten gegraben, um Platz für ein Gemüsebeet zu schaffen. Wenn doch die Männer sich flüsternd verständigen würden, damit sie wüsste, ob sie noch da waren. Sie glaubte sie am anderen Ende des Korridors und war sich dann sicher, als die erste Stufe der Treppe zum Obergeschoss unter dem Gewicht eines vordringenden Fußes seufzte. Mein Gott! Sie musste schreien und Marie warnen! Aber sie bekam keine Luft, ihre Kehle war geschwollen. Sie bekam einfach keine Luft; die Stimmbänder wollten ihr nicht gehorchen. Alles an ihr war dick und hart.

Und dann, ohrenbetäubend, vier grelle, peitschende Schüsse, leises Stöhnen und ein fünfter, dumpferer Schuss, ein sechster, grell wie der erste, und dann an ihrer Tür vorbeistürmende Schritte. Die ihrem Bett gegenüberliegende Wand explodierte in einem Gipsregen, die gerahmte Fotografie stürzte herab und Glassplitter verteilten sich über die Dielen und die Teppiche. Ein schneller Schuss zuletzt, ein Stöhnen und Gepolter von Füßen die Treppe hinunter, zuschlagende Türen und dann Stille.

Es war kein Traum, doch sie erwachte daraus und sah Marie an ihrer Seite.

»Sie sind weg. Ich habe sie vertrieben.«

»Ich wusste nicht, dass du eine Schusswaffe hast.«

»Du hast ja keine Alarmanlage gewollt«, sagte Marie.

»Jetzt werde ich eine anschaffen.«

»Ich gehe zu den Nachbarn, die Polizei anrufen.«

»Hast du jemanden getötet?«

»Nein.«

»Hast du sie verfehlt?«

»Nein. Ich habe auf ihre Schussarme gezielt.«

»Du hast getroffen?«, fragte Clare.

»Ja. Einer wollte nicht aufgeben. Ich habe ein zweites Mal auf ihn geschossen. Und dann kamen die anderen auf mich zu und ich habe noch mal auf einen von ihnen geschossen. Mehr Munition hatte ich nicht.«

»Glück gehabt.«

»Ich bin gleich wieder da.« Marie blieb in der Nähe der Tür stehen und musterte die Glassplitter auf dem Fußboden, die Gipsbrocken, die freigelegten Balken in der Wand, den Außenstuck. Das Ausmaß des Schadens würde sich erst bei Tageslicht zeigen.

»Bist du sicher, dass sie fort sind?«

»Sie sind weggefahren. Sie waren wirklich blöd. Ich habe ihr Kennzeichen aufgeschrieben, ehe sie nach oben kamen. Sie haben direkt vorm Haus geparkt.«

»Es war wahrscheinlich gestohlen.«

Nachdem Clare gehört hatte, wie Marie das Haus verließ und die Tür hinter sich zuschloss, setzte sie sich im Bett auf. Ihre Kehle war noch immer ausgedörrt und heiß. Wie konnte Marie es wagen, ihr zu verschweigen, dass sie eine Schusswaffe besaß? Wie konnte sie es wagen, in ihrem, Clares Haus, zu schießen? Wie konnte sie es wagen, sich so viel herauszunehmen?

Seit Jahren war Clare einem Schusswechsel nicht mehr so nah gewesen; das letzte Mal war es während der Ferien gewesen, die sie auf der Farm ihrer Cousine Dorothy in der Provinz Ostkap verbrachte, als der Vorarbeiter bei einem Angriff getötet und Dorothy verwundet worden war. Die beiden Doggen waren ebenfalls getötet worden und erst am nächsten Mor-

gen, als sie sicher waren, dass die Gefahr vorüber war, hatten sie sich hinausgewagt, Gruben für die Hunde ausgehoben und die großen, schlanken Körper innerhalb des Anwesens begraben. Doggen haben kein langes Leben. Sie hüllten den Leichnam des Vorarbeiters in Kartoffelsäcke und legten ihn auf die Ladefläche des Lastwagens. Ihre Cousine saß daneben mit ausgestrecktem und immer noch blutendem Bein. Clare war eine Stunde auf unbefestigten Straßen gefahren, dann über den Bergpass zum Krankenhaus in Grahamstown. Da waren doch sicher noch andere bei ihnen gewesen, vielleicht ihre Tochter? Sie konnte sich nur an die blutende Cousine, den toten Vorarbeiter, die toten Hunde und die unsichtbaren Angreifer erinnern. Ihre Tochter konnte nicht dort gewesen sein. Damals war Laura schon verschwunden.

Clare hatte nicht die Nerven nachzusehen, ob Blut im Korridor war, obwohl sie wusste, es musste welches da sein, Blut wie Akkusäure, das sich in die Teppiche und Dielen fraß und nicht entfernt werden konnte.

Die Polizei bestätigte, dass Bolzenschlösser und Türen nicht aufgebrochen worden waren, und Marie bestand darauf, dass sie, wie immer, geprüft hatte, ob die Türen abgeschlossen waren, ehe sie zu Bett ging; das gehörte genauso zu ihrem abendlichen Ritual, wie die Zähne mit Zahnseide zu reinigen. Außerdem kreisten ihre Gedanken ständig um Sicherheit, daher hätte sie das nicht aus Versehen vergessen, nicht einmal an einem schlechten Tag. Die Telefonleitung war durchgeschnitten worden, wo sie ins Haus hineinführte. Clare war in der Küche, einen weißen Bademantel über ihrem Schlafanzug, das Haar am Hinterkopf zu einem strengen Knoten geschlungen. Sie versuchte zu erlauschen, was der Polizist Marie fragte, aber sie selbst befragte niemand. Es wirkte, als schämten sie sich in Clares Gegenwart. Frauen sollten keine Riesen sein.

Im Korridor oben leuchteten die Blitzlichter der Polizeikameras auf, begleitet von dem typischen hohen, elektronischen Summen. Leute der Spurensicherung stäubten ab und nahmen Proben. Sie kam sich wie ein Feigling vor.

Wenn das Verbrechen so professionell ausgeführt worden war, dann handelte es sich vielleicht nicht um ein Bagatelldelikt; Kleinkriminelle, sogar gewaltbereite, hätten nicht die Ausrüstung, um ein Schloss ohne sichtbare Spuren der Gewaltanwendung zu öffnen. Abgesehen vom Blut auf dem Boden und Einschussspuren im Putz ihrer Schlafzimmerwand war ihr Haus unversehrt. Der Schaden war entstanden bei der »Schießerei«, wie sie das nennen zu müssen glaubte, in einem halbironischen Ton, der Marie in den kommenden Wochen verrückt machen sollte. *Während der Schießerei*, so fing sie dann einen Satz an, oder: *Ich befürchtete, eine Schießerei könnte mein letztes Erlebnis in der Welt sein, und das schien mir so unnützlich, eine solche Geschmacksverirrung.*

Nur eine Sache war offenbar gestohlen worden.

»Es fehlt etwas«, teilte sie dem Beamten in Uniform mit, der die Untersuchung leitete.

»Es fehlt etwas?«

»Die Perücke meines Vaters.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Blechschachtel, in der sich die Perücke meines Vaters befand. Er war Rechtsanwalt. Sie stand bei mir auf dem Kamin Sims. Sie ist fort.«

»Warum sollte jemand die Perücke Ihres Vaters stehlen wollen?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Können Sie die Perücke beschreiben?«

»Es war eine schwarz lackierte Blechschachtel mit der Perücke meines Vaters darin. Die Perücke, die er trug, wenn er bei Gerichtsfällen in London tätig war. Aus Pferdehaar hergestellt.

Ich kenne ihren Wert nicht. Es gab wertvollere Sachen, die sie hätten stehlen können.«

»Welche Farbe hatte die Perücke?«

»Weiß. Grau. Wie sie eben aussehen, diese üblichen Perücken für Rechtsanwälte. Wie im Fernsehen. In alten Filmen. Kostümdramen.«

»Gehört sie zu einem Kostüm?«

»Nein. Ja. Darum geht es nicht«, sagte Clare, die ihre Verärgerung zu beherrschen versuchte.

»Möchten Sie die Perücke wiederhaben?«

»Natürlich möchte ich sie wiederhaben. Sie gehört mir. Sie kann keinem außer mir etwas bedeuten.«

»Außer vielleicht einer kahlköpfigen Person. Sie sind nicht kahl. Möglicherweise hat ein Kahlköpfiger die Perücke gestohlen. Ein Kahlköpfiger würde sie dringender brauchen als Sie.«

»Das ist doch lächerlich. Sollte ich nicht eine Aussage machen?«

Der Beamte starrte sie mit blassen Gallertaugen an.

»Eine Aussage? Mir wurde gesagt, sie hätten nichts gesehen.«

»Finden Sie nicht, Sie sollten mich fragen, ob ich etwas gesehen habe? Ich habe manches gesehen, ich habe die Einbrecher gesehen, ihre Spiegelbilder.«

Man sagte Clare, sie solle wieder zu Bett gehen, in einem der Gästezimmer. Als sie nach oben ging, kam sie an kleinen Plastikschreinen vorbei, polizeiliche Spurensicherung, die Blutstropfen markierten und sich bis zu ihrem Schlafzimmer schlängelten. Sie konnte sich nicht daran erinnern, heruntergekommen zu sein, und auch nicht daran, Blut gesehen zu haben, doch die Markierungen legten nahe, dass das unmöglich war; überall war Blut, und nun konnte sie die Einbrecher wieder riechen: ein synthetischer, chemischer Geruch, eine Art Orangen-Desinfektionsmittel, ein Badreiniger oder Deodorant. Diese Männer hatten sich vor ihrem Überfall gesäu-

bert; sie wussten, was sie taten. Als sie verschwanden, tauchten sie nicht im Gewoge der zahllosen Baracken unter, das sich vom Fuß des Bergs bis zum Flughafen und darüber hinaus erstreckte, da war sie sich sicher; sie waren in Privatkliniken gegangen, wo man keine Fragen stellte, und dann nach Hause zu Ehefrauen oder Freundinnen, die ihre Verbände mit schweigender Diskretion wechseln würden.

Der neue Tag brannte sichtbar durch einen Spalt in der Außenmauer, wo Holz und Putz von Gewehrschüssen zerfetzt worden waren. Man erlaubte Clare, die Fotografie vom Boden aufzuheben; obwohl Rahmen und Glas zerbrochen waren, stellte sie fest, dass durch ein Wunder das alte Foto selbst intakt, beinahe unversehrt geblieben war, abgesehen von einem kleinen Kratzer in einer Ecke. In Schwarz-Weiß startete ihre Schwester Nora mit strengem Mund nicht in die Kamera, sondern in die Ferne, herrisch durch eine Hornbrille blickend, die Stirn von einem komischen weißen Hut beschattet, Mode einer viel früheren Zeit. Obwohl Nora zur Zeit der Aufnahme noch nicht in mittlerem Alter war, trug sie ein Kleid mit großen weißen Tupfen auf einem blassen Hintergrund, vielleicht rosa, dachte Clare – mit rosettenförmigen Satinknöpfen. Der Schnitt war nicht für eine junge Frau gemacht – eher altbacken als sittsam. Die Tupfen des Kleids harmonierten mit ihren Perlenohrringen. Nora stand dicht neben einer anderen Frau in einem leichten Mantel mit Fischgrätmuster und einem mit Straußenfedern dekorierten schwarzen Strohhut. Beide wirkten selbstzufrieden, das Kinn vorgereckt, ein Ansatz von Hängebäckchen schon vorhanden. Clare wusste nicht, wer die andere Frau war; sie waren alle austauschbar, wie sie auf immer gleichen Parteikundgebungen auf den Tribünen saßen. So erinnerte sie sich am liebsten an ihre Schwester, gegen die Geschichte gestemmt, deren Lauf ignorierend, mit zusammengepresstem Mund und

gerunzelter Stirn, ein oder zwei Jahre vor ihrer Ermordung. Es war tröstlich, so an sie zu denken, sie sich unverändert und unbeweglich vorzustellen.

Marie war wieder an ihrer Seite, keuchend und nach nassem Gras riechend. »Natürlich musst du jetzt umziehen. Die wissen doch, dass sie hier reinkommen. Es ist zu einfach.«

»Ich werde eine Alarmanlage anschaffen. Bessere Schutzgitter«, protestierte Clare.

»Du brauchst Mauern. In diesem Land kann man ohne Schutzmauern nicht bleiben. Mauern und NATO-Draht, elektrisch geladen. Auch Wachhunde.«

Es gab keinen Zweifel daran, dass Marie diesen Kampf gewinnen würde. Schließlich hatte sie alles riskiert. Man musste Marie, der Assistentin, der Angestellten, der Unentbehrlichen, gestatten, ihre häuslichen Angelegenheiten in Zukunft zu regeln.

»Marie, was war das für ein Auto?«

»Ich habe der Polizei das Kennzeichen gegeben.«

»Aber was für eine Marke? Welches Modell? War es alt oder neu?«

»Neu«, Marie zögerte. »Ein Mercedes.«

»Ja. Ich habe mir schon gedacht, dass es so etwas Ähnliches sein müsste. Du wirst dich morgen mit Immobilienmaklern in Verbindung setzen, nicht wahr?«

CLARE

Du kommst über das Plateau gerannt, gebückt, findest das Loch im Zaun, das du beim Hineinschlüpfen geschnitten hast, hetzt zur Straße hinunter, schälst dich aus der schwarzen Jacke und der schwarzen Hose, darunter Shorts und T-Shirt; du bist eine Rucksacktouristin, vielleicht mit einem künstlichen Akzent, eine Studentin, eine junge Anhalterin. Bald wird der Tag anbrechen. Doch nein, das stimmt nicht, fürchte ich. Vielleicht ist es nicht dort gewesen, nicht diese Stadt, nicht die auf dem Plateau, sondern die weiter aufwärts an der Küste, am Fuß der Berge, und du bist über den Landweg gekommen, um deine Spuren zu verbergen, nicht durch die Stadtmitte, wo jeder dich nachts sehen kann, Männer, die aus der Bar kommen, die sich noch Tage danach an die junge Frau erinnern werden, die – angespannt und entschlossen – allein durch die Nacht geeilt ist. Du hast den Landweg genommen, bergauf, hast die Nordseite der Stadt umrundet, hinan durch den alten hier heimischen Wald. Wie viele Stunden Fußmarsch? Zwölf Kilometer oder mehr, und das nur, wenn du dich nahe an der Straße hieltest. Rennen, spurten, den Berg hinauf und wieder hinunter, rutschen durch waldiges Gelände, die Schonung, die gleichmäßigen Reihen hoher Kiefern, im Karree wachsend, hinein in landwirtschaftlich genutztes Land, ausgedehnte Felder, die Berge hinter dir, das Meer vor dir, und so kommst du herunter zur Kreuzung, wo andere im Licht der Straßenbeleuchtung herumstehen, Frauen und Männer, Kinder, Leute, die auf ein Taxi oder einen Verwandten warten. Eine Alte mit

einem auf den Rücken gebundenen Kind klettert über die hintere Stoßstange eines Fahrzeugs und die anderen Fahrgäste helfen ihr hinein, während es wegfährt und geisterhaft entlang der Küstenstraße seine unschuldige Reise fortsetzt.

Und deine Reise – die Flucht, die zur Flucht wird, sobald die Bomben detonieren –, was für eine Reise ist das? Ich habe gehört, dass du dafür verantwortlich warst, doch wie soll ich das mit Sicherheit wissen? Wie soll ich wissen, ob es diese spezielle Explosion gewesen ist oder eine andere, ob die Fremden, die später zu mir kamen, dich vor etwas schützten oder vor jemandem, oder ob sie mich schützten?

Ich habe schon vorher versucht, dich zu begreifen, Laura, doch jeder Versuch, den ich mache, scheitert. Ich schreibe es auf, kann es aber nicht sehen. Du kannst es die Blindheit einer Mutter nennen. Ich versuche es noch einmal, stelle es mir wieder anders vor, doch es wirkt immer noch unvollständig.

Diesen neuen Versuch, die letzten Tage vor deinem Verschwinden zu rekonstruieren, unternehme ich nur um meinwillen, weil es nie einen amtlichen Bericht gegeben hat. Ich beginne dieses Tagebuch noch einmal, ein neuer letzter Beginn, während ich gleichzeitig etwas in Bewegung gesetzt habe, was in der Beschreibung meines eigenen Lebens münden wird. Der Biograf kommt jetzt und dringt in mein Heim und meine Gedanken ein; ich kann ihm nicht wie anderen, die auf ihre Art nicht weniger unheilvoll waren, den Zutritt verwehren.

Ich träume davon, dass du das eines Tages liest und mir sagen kannst, wo ich in die Irre gegangen bin, damit wir die Ironie, wie sich das Vorgestellte und das Wirkliche aneinander reiben, genießen können. Während deine eigene Version fehlt, weiß ich, dass es eine andere, konkurrierende, geben muss, die ich mich vielleicht noch abzurufen entschließe. Ich spreche natürlich von dem Jungen. Ich weiß, dass seine Geschichte

nicht die meine ist. Mein Wissen über deine letzten Tage ist lückenhaft, doch bei der Geschichte des Jungen habe ich keine andere Quelle, auf die ich mich stützen kann, als deinen einseitigen Bericht. Der Junge wird vielleicht seine eigene Geschichte so erzählen, wie ich es nicht kann.

An manchen Tagen denke ich, ich hätte einreichen sollen, was immer es war, das man damals einzureichen aufgerufen war – eine Aussage, eine »Opferaussage« oder »Aussage zu einer Menschenrechtsverletzung«, was immer die Wahrheitsfindungskommission verlangte –, doch ich konnte mich nicht als »Opfer« verstehen, so wie andere Opfer waren. Du warst ein Opfer, doch ich wusste, dass du kein solches »Opfer« warst. Und ich mag dieses Wort sowieso nicht, mit seinem ganzen religiösen Ballast. Wir waren keine Opferlämmer, und was uns zustieß, hatte nichts mit dem Übernatürlichen zu tun. Was hätte ich denn mit einer Aussage erreicht? Ich hätte nur der Hoffnung Raum gegeben, dass irgendein zwielichtiger und berechenbarer Typ aus den alten Regierungskreisen vielleicht gestehen würde, was dir zugestoßen ist. Die geringe finanzielle Entschädigung, die mir dann von der Regierung von Amts wegen zugesprochen worden wäre, hatte und habe ich immer noch nicht nötig. Sie sollen das Geld für die ausgeben, die wirklich Not leiden und noch an vielem mehr. Ich hatte es nicht nötig, meinen oder deinen Namen auf jener Liste der »Offiziellen Opfer« zu sehen. Dein Bruder drängte nicht darauf – dein Vater auch nicht –, wozu hätte es also gut sein sollen? Was ist denn überhaupt gut für uns? Ich muss etwas Gutes entdecken. Ich muss mir wenigstens vorstellen, was geschehen sein könnte, mir einen Weg durch das wenige, was ich weiß, zu bahnen beginnen.

Ich stelle dich also wieder auf die Kreuzung, wo die Reise begonnen haben muss, wo über ein Dutzend anderer Leute in den diesigen Zufluchtsinseln aus orangefarbenem Flackerlicht

um dich herumstanden und bei deinem Auftauchen beiseiterückten. Vielleicht hast du der Frau, die dir am nächsten war, zugenickt und die Frau lächelte kurz, wandte sich dann aber ab, aus Verstörung oder Angst vor dem, was du sein könntest – vor der Bedrohung, die du bedeuten könntest, einfach weil du mit ihnen zusammen da warst, allein im Dunkeln. Eine Weiße wie du wartete für gewöhnlich nicht an einer Kreuzung auf der alten Forststraße, nicht mitten in der Nacht, im Hochsommer, zu Fuß unterwegs, mit gummibesohlenen Schuhen auf dem schwitzenden Asphalt, zwei klebrige chemische Substanzen, die miteinander verschmelzen, wenn man lange genug stillsteht. Selbst die Kinder waren instinktiv vorsichtig. Frauen wie du waren nach Einbruch der Dunkelheit nicht zu Fuß unterwegs, nicht zur damaligen Zeit, nicht einmal heute – besonders heute nicht. Wie verrückt musst du gewirkt haben, als du in deiner Touristenverkleidung den Berg heruntergeschlittert kamst. (Hätte ich versuchen sollen, dich aufzuhalten? Wenn du gesagt hättest: *Mutter, deinetwegen tue ich es nicht*, hätte ich dann gesagt: *Tue es nicht, Schatz*, oder hätte ich gesagt: *Nein, du musst es tun, um unser aller willen*? Kann ich im gleichen Atem vom größeren Wohl sprechen und den Charakter deiner Tat schildern?)

Du hattest sicher Proviant bei dir, weil du stets so gut gerüstet warst: Wasser in einer Thermosflasche und Safari-Datteln, dein Lieblingsnack als Kind. Ich sehe dich trinken und kauen, zwischen Wasser und Obst abwechseln, dazwischen innehalten, um gleichmäßig zu atmen, um dich zu beruhigen, wie ich mich beruhige, indem ich den Puls kontrolliere und ihn zu langsamerem Schlagen zwingen will. Das waren alte Techniken, die du von mir gelernt hast, die ich von meiner Mutter gelernt habe, die sie von der ihren gelernt hat. Und wenn dort an der Kreuzung nur Männer gewesen wären, hätte das dich nicht gestoppt. Du hättest weiter versucht, dich in Sicherheit

zu bringen, nicht aus panischer Angst, sondern aus Vorsicht, und hättest immer das Nächste bedacht.

Es wäre tief in der Nacht gewesen, nach zwei Uhr, doch dein Plan wird klar gewesen sein, das Auto würde kommen, du würdest es erkennen am Ab- und Aufblenden seiner Scheinwerfer und wissen, dass es für dich bestimmt war. Der Plan hätte darin bestanden, dich heimlich zurückzubringen in ein Versteck, wo man dich nicht finden würde, bis man die intensive Suche aufgeben würde, dann über die Grenze nach Botswana oder Lesotho und später in ein noch weiter entferntes Exil. Doch vielleicht war der Verkehr zu spärlich oder etwas war passiert. Dein Gefährte, der Fahrer, war festgenommen worden – einer von denen, die verhaftet und eingesperrt wurden, bis sie zu existieren aufhörten.

Die verabredete Zeit des Treffens verstrich. Du sahst auf deine Uhr, wusstest, dass du nicht warten konntest, bis die Morgendämmerung dich gefährdete, und begannst nach einem möglichen Ausweg zu suchen. Fahrer kannten Geschichten von Entführungen und Überfällen. Nur die Mittellosen reisten ohne Furcht. Wenn man nichts hatte, konnte man nichts verlieren außer dem Leben.

Nach zehn Minuten tauchte ein Lkw auf und du tratst an die Fußwegkante, den Daumen in die Luft gereckt, das Haar im Dunkeln leuchtend. Der Lkw blendete ab und kam mit knirschendem Getriebe neben dir im Leerlauf zum Stehen. Am Steuer saß ein Mann, neben ihm ein Hund und ein Junge.

Dieser Mann, ich stelle ihn mir ständig essend vor – die Art brutaler Kerl, dessen Appetit auf Essen seinen Appetit auf Konsum im Allgemeinen widerspiegelt, seine Gier, alles zu verzehren, was er in den Mund stecken kann, ein außer Kontrolle geratener Appetit, dem Mäßigung nicht nur fremd ist, sondern als feindliches Konzept gilt: Sich zu mäßigen heißt, sein Erleben der Welt zu beschränken. Als sein Lkw auf dein

Zeichen hin anhält, Laura, sehe ich den Mann also mit den Resten einer Mahlzeit auf seiner bekleckerten Kleidung vor mir, während er den Jungen hungern lässt.

Ich sehe dich beim Lkw, wie du die Rolle einer Hure zu spielen versuchst, um mitgenommen zu werden, und weiß, du wärst zu allem fähig, um an dein Ziel zu kommen. Dieses Spiel hast du manchmal mit deinem Bruder gespielt, die kleine Kokette, das sexuell frühreife jüngere Kind, hast ihn geneckt und dich im Pool über den kleinen Schwanz des Pubertierenden lustig gemacht und deine Frühreife war beängstigend. Du warst in allen Belangen über dein Alter hinaus. *Werd nicht pampig, Laura!*, blaffte ich, wenn du bis zur letzten Minute gewartet hast, bis du für die Schule gepackt und dich geduscht hattest und dann eingeschnappt warst, wenn ich dich zur Eile drängte. (Wie kann ich dich, die ich am meisten vermisse, störrisch nennen?) Ich sehe dich jetzt dort, in der Nacht, unter diesen Leuten, wie du deinen Rock raffst – nein, kein Rock –, wie du den obersten Knopf deiner Bluse öffnest oder sie in der Taille verknostest, um deinen Nabel freizulegen, eine elfenbeinfarbene Schärpe in der Dunkelheit, und dich in diesen Lkw hineinschmeichelst.

»Wo willst du denn hin?«, fragte der Mann, aus einem geöffneten Fenster gebeugt. Er hatte eine lederne Haut und drahtiges Haar; das Fleisch seiner Oberarme, die aus einem ärmellosen Hemd kamen, war schlaff und sein blasser Brustkorb blitzte durch die Armlöcher.

Vielleicht hast du den Kopf geschüttelt oder hast eine glaubhafte Geschichte aufgetischt. Oder vielleicht hast du einfach die Wahrheit erzählt.

»Nach Ladybrand.«

»Ich fahre nach Port Elizabeth. Bis dahin nehme ich dich mit. Spring rein.«

Als du in das Fahrerhaus geklettert bist, ließ dich der Urin- und Hundegestank zurückschrecken. Der Junge rutschte näher

an den Hund und den Fahrer heran, um Platz für dich zu machen.

»Ich bin Bernard«, hat der Mann gesagt, »und das ist Sam.«

In deinem letzten Brief an mich und im letzten der Notizbücher, die du mir vermacht hast, erzählst du von deiner Zeit mit Bernard und dem Jungen, dem Sam genannten Jungen. Ob du deinen wirklichen Namen angegeben hast? Eher nicht. Du hast sicher einen dem Moment angemessenen Namen genannt, einen Namen, unter dem du reisen konntest, um Aufmerksamkeit zu erregen oder auch nicht, vielleicht auch, um die Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was wirklich wichtig war.

»Ich bin Lamia«, hast du gesagt.

»Komischer Name für ein Mädchen«, hat Bernard gesagt.
»Das ist Tiger.«

»Komischer Name für einen Hund.«

»Er beißt wie ein Tiger.« Bernard startete den Lkw und passierte Gas gebend die Kreuzung. »Ich fahre die Nacht durch. Morgen früh mache ich halt an einem Rastplatz, schlafe den ganzen Tag und fahre dann weiter. Passt dir das?«

»Vielleicht werde ich gleich weiter wollen.«

»Du kannst jetzt schlafen, wenn du möchtest.«

»Danke fürs Anhalten.«

»Gern geschehen. Als ich dich dort allein herumstehen sah, hab ich zu Sam gesagt: *O Mann, das Mädchel sieht aus, als ob es mitgenommen werden will.*«

Du warst kein Mädchen, da nicht mehr, aber so hätte dich ein Mann wie er gesehen, ein Mädchen, gestrandet und allein, selbst ein Mädchen, das sich wie eine Hure aufführte.

»Verdammt schlechter Ort zum Trampen. Zu dieser Nachtzeit sind alle möglichen Männer unterwegs«, sagte er.

Alle möglichen Männer und einige davon in Lkws. Du gehörtest nicht zu denen, die sich von Männern mitnehmen lassen, aber vielleicht hat dich das Kind, der Junge, beruhigt,

weil er ein Kind war. *Männer mit Kindern sind weniger geneigt, Dinge zu tun, für die sie sich vor einem Kind schämen müssten.* Das habe ich, naiverweise, einst geschrieben. Doch nein, die Bedenken werden zweitrangig gewesen sein; du bist auf alles vorbereitet gewesen, bereit, dich jeder Gefahr zu stellen, kampfbereit.

1989

Der Junge wachte an jenem Morgen vor Bernard auf, weil das Telefon klingelte, doch das war nichts Neues, weil er immer vor Bernard munter war, der noch von der vorangegangenen Nacht außer Gefecht gesetzt war und neben dem Spülbecken lag. Manchmal schlief Bernard dort neben dem Spülbecken und manchmal auf dem Fußboden des Wohnzimmers neben der Couch, wobei er im Schlaf redete und den Jungen damit wach hielt. Eines Morgens fand der Junge ihn mit dem Kopf auf der Toilette und Erbrochenes überall im Bad. Er hatte zum Abendessen Huhn mit Erbsen gehabt, danach etwas Süßes. Der Junge konnte die Erbsen zählen: siebenunddreißig ganze und Reste von anderen.

Er ging ans Telefon. Es war wieder der Mann mit der komischen Stimme.

»Hör mal, Kleiner, ist Bernard da?«

»Er schläft.«

»Verdammich, weck ihn auf, Mann.«

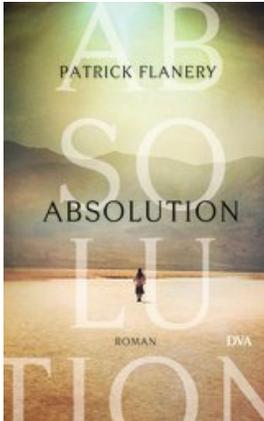
Der Junge stupste Bernard mit dem bloßen Fuß in die Rippen. »Bernard. Bernard. Ein Anruf für dich.« Aber der Mann rührte sich nicht.

»Er wacht nicht auf.«

»Verdammich, schütt Wasser auf ihn, Mann, das ist 'ne wichtige Sache.«

»Er schlägt mich.«

»Er bringt dich um, wenn er hört, dass er diesen Anruf verpasst hat.«



Patrick Flanery

Absolution
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 496 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04554-6

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2013

Die langen Schatten der Vergangenheit Südafrikas – über Schuld, Wahrheit und Versöhnung

Der junge Journalist Sam Leroux erhält seinen ersten großen Auftrag: Er soll Clare Wald, betagte Autorin von Weltrang, zu ihrem Leben befragen und ihre Biografie schreiben. Doch die erste Begegnung ist mehr als entmutigend für den jungen Mann, denn die grantige Grande Dame der südafrikanischen Literatur lässt ihn abblitzen, als er vorsichtig seine Fragen platziert. Einige Ereignisse ihres Lebens scheinen für ihn tabu zu sein, Ereignisse von großer politischer Resonanz. Und Sam, der nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder in seiner Heimat Südafrika ist, hat seine eigene Vergangenheit, mit der er sich auseinandersetzen muss – eine Vergangenheit, von der er insgeheim weiß, dass sie mit Clares verbunden ist.

»Absolution« lenkt ein Licht auf das Südafrika der Gegenwart und die langen Schatten der Apartheid, auf das flüchtige Wesen von Wahrheit und Selbstwahrnehmung und das Geheimnis des kreativen Schaffens. Ein Debüt von außerordentlicher Kraft und Stärke, das seinem Autor bereits viele Preisnominierungen beschert hat.



[Der Titel im Katalog](#)